

A black and white portrait of Walter Möbius, a middle-aged man with a grey beard and glasses, wearing a dark suit jacket over a white shirt. He is looking directly at the camera with a neutral expression.

Walter Möbius

Mit einem  
Nachwort von  
Elke Heidenreich

DER  
KRANKEN-  
FLÜSTERER

Ein Diagnostiker erzählt  
von seinen interessantesten Fällen

DUMONT

Walter Möbius  
DER KRANKENFLÜSTERER

Walter Möbius  
DER KRANKENFLÜSTERER

Ein Diagnostiker erzählt  
von seinen interessantesten Fällen

Mit einem Nachwort  
von Elke Heidenreich

**DUMONT**

Unter Mitarbeit von  
Christian Försch



Erste Auflage 2014  
© 2014 DuMont Buchverlag, Köln  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln  
Satz: Fagott, Ffm  
Gesetzt aus der Palatino, der Avenir und der Myriad  
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8321-9749-0

[www.dumont-buchverlag.de](http://www.dumont-buchverlag.de)

*Meinen Vorbildern und Freunden  
Adolf Mostbeck, Karl Georg Blume  
und Hans-Heinrich Hennekeuser*

# Inhalt

Einleitung	9
Zum Goldenen Hirschen	13
Damals in Poppelsdorf	25
Jenseits des Semmering	33
Erstarrt	43
Der Fall Borsig	53
Olga	67
Schwarzwaldwanderung	79
Die Kugeln	91
Das Tagebuch	101
Stammheim	115
Morgengrauen	125
No mercy	135
Abgeschoben	143
Auf Intensiv	155
Der Kaffeehausgast	167
Melanie	179
Der Panther in der Fußgängerzone	205
Contergan	217
Die Fußfessel	225
Der Schamane	237
Nachwort von Elke Heidenreich	249

## Einleitung

Mein Vater liebte es, fahrenden Zügen nachzusehen. Vielleicht erinnerten sie ihn an den Lazarettzug, in dem er im Krieg Dienst getan hatte. Seine internistische Praxis lag im Hochparterre eines Gründerzeithauses, direkt an den Bahngleisen. Es gab keine Sprechstundenhilfe, es gab nur ihn und seine Patienten – und manchmal mich, der ich als Handlanger oder Kurier fungierte. Ich mochte diesen Ort, die schwere, mattweiß lackierte Holztür zum Behandlungszimmer, durch die die Stimmen als ein unverständliches Wispern drangen.

Mein Vater war ein Meister der sogenannten Anhiebsdiagnose. Immer wieder überraschte er mich damit, dass er einen Patienten nur anzusehen brauchte – und schon wusste er, was diesem fehlte. Doch selbst wenn er sich relativ sicher und die Krankheit etwas »Banales« war, nahm er sich doch die Zeit, in seiner Sprechstunde mit dem Patienten ausführlich über die Beschwerden, die Geschichte der Krankheit, aber auch über die allgemeinen Lebensumstände und Familienverhältnisse zu reden.

»Hier werden Menschen durch Worte geheilt« hieß es bereits an der Praxistür von Antiphon von Korinth im vierten vorchristlichen Jahrhundert. Der Vorsokratiker ließ seine Patienten von ihren Ängsten, Sehnsüchten und Träumen erzählen und versuchte, ihnen anschließend den Weg aus seelischen Qualen zu weisen, die oft auch den Körper zerrütteten.

Als Facharzt für Innere Medizin und Psychiatrie war ich später vor allem in dem Grenzgebiet zwischen Leib und Seele unterwegs, und die interessantesten Fälle spielten sich gerade hier ab, wo zum Beispiel der Mangel an B<sub>12</sub> oder die Über- oder auch Unterproduktion des Schilddrüsenhormons zu psychotischen Schüben, Verfolgungswahn oder katatonischen Zuständen führten. Der Patient wirkte geisteskrank, in Wahrheit lag ein körperliches Leiden vor.

In dem halben Jahrhundert, in dem ich meinen Beruf nun schon ausübe, haben sich medizinische Geräte und wissenschaftliche Methoden rasant weiterentwickelt. Doch so sehr sie auch bei der Diagnose und Therapie helfen mögen, sie bleiben Hilfsmittel, nur eine unserer Waffen gegen die Krankheit. So ist etwa einer der größten Risikofaktoren im Leben (vergleichbar mit Alkohol- und Drogenkonsum) die Einsamkeit. Auf keinen Fall darf ein Patient das Gefühl bekommen, man habe ihn allein gelassen. Der Mensch braucht im Arzt vor allem den Menschen, der ihm zuhört. Eine korrekt, aber lieblos angewandte Behandlungsmethode kann mehr schaden als nutzen. Wir wissen heute durch Feldstudien, dass dreißig Prozent des Heilungserfolges vom Placeboeffekt bedingt sind, bei drei Vierteln der Therapien beeinflusst die innere Haltung des Kranken das Ergebnis. Der Patient muss glauben, dass er eine Chance auf Heilung hat. Und dass die Heilung lohnt.

Denn Heilung ist nicht allein der Sieg über einen körperlichen Defekt, über Viren, Bakterien oder Tumore; Heilung ist vor allem eine Aussöhnung mit dem Leben. Erst wenn der Patient der Überzeugung ist, dass das Leben, und gerade auch *sein* Leben, lebenswert ist, kann er all die Kräfte freisetzen, die er zur Gesundung benötigt. Dazu braucht er einen Arzt als Lotsen.



In meiner Praxis habe ich auch immer Geschichten eingesetzt, selbst erlebte oder Erzählungen der Weltliteratur. Sie haben oft dem Patienten und mir als Arzt geholfen. Doch ich setze diese therapeutischen Mittel des Sprechens, ja Flüsterens, Tastens, Fühlens, Sehens, Riechens nicht nur ein, weil ich ein gewiefter Arzt sein will. Ich tue es auch aus persönlichem, aus »egoistischem« Interesse.

Die Patienten erzählen mir ihrerseits Geschichten, gestatten mir Einblick in ihr Leben und ihr Herz. Und meist sind sie erstaunt, dass sie mich nicht belasten mit ihren Problemen, sondern dass ich ihr Menschsein für etwas Beglückendes halte. Für mich ist der Kontakt zwischen Arzt und Patient eine Partnerschaft, ein Austausch, nicht das Verhältnis zwischen einem Kunden und einem Dienstleister, oder schlimmer noch: zwischen einem Bittsteller und einem »Gott in Weiß«.

Leider tendiert unser modernes Gesundheitssystem genau in diese Richtung. Durch den Management-Gedanken entschwindet uns das nicht direkt Messbare der Menschlichkeit aus dem Blick. Die Patienten, die mit einem künstlichen Hüftgelenk die Klinik verlassen, kann man zählen, die mit einem Lächeln nicht.

Als Arzt habe ich eine sehr delikate Rolle. Die Menschen bringen mir ein enormes Vertrauen entgegen, sie vertrauen mir ihre Gesundheit, ihr Leben, oft auch ihre Seele an. Und ich bin verpflichtet, Stillschweigen darüber zu wahren. Eigentlich darf ich ihre Geschichten nicht weitererzählen, nicht einmal nach dem Ableben eines Patienten, es sei denn, der Patient hat es mir ausdrücklich erlaubt. In diesem Buch stehen diese Geschichten neben anderen, in denen Namen

und Lebensumfeld der Menschen so verändert sind, dass die Fälle anonymisiert sind.

Die Patienten hören nicht auf, mich mit Geschichten zu beschenken. Und dieses Geschenk möchte ich mit meinen Lesern teilen.

## Zum Goldenen Hirschen

Es war Hochsommer. Seit Tagen brütete die Hitze über der Stadt und machte die Leute gereizt. Auch bei uns in der Nervenklinik spitzte sich die Lage zu, vor allem am Wochenende: Unfallopfer, Überweisungen aus anderen Kliniken, Betrunkene, Suizid-Versuche, das ganze Spektrum. Die zwei Assistenzärzte kamen gar nicht dazu, sich auszuruhen, geschweige denn zu Mittag oder Abend zu essen. Einer dieser Assistenzärzte war ich.

In den frühen Morgenstunden des Sonntags brachte der Krankenwagen einen schmerzgequälten Mann von Ende fünfzig zur Aufnahme.

Er kam in Begleitung seiner Frau und seiner drei Kinder, die ihn ängstlich beobachteten. Sie erzählten, der Gastwirt werde seit Wochen durch wechselnde Schmerzen geplagt, habe sich aber strikt geweigert, ins Krankenhaus zu gehen. Stattdessen habe er Unmengen von Betäubungsmitteln genommen, bis er schließlich auch in der Nacht vor Schmerzen zu schreien begonnen habe.

Ich betrachtete den Mann näher. Er war untersetzt, von kräftiger Statur, sein Unterhemd verschwitzt, die Fingernägel schmutzig. Seine Haut wies einen schieferfarbenen Teint auf, und an Händen und Füßen hatte er Lähmungserscheinungen.

Ich fragte die Familie, wann die ersten Symptome aufgetreten, wie der Krankheitsverlauf genau gewesen sei. Doch aus den Antworten ergab sich kein klares Bild. Einzige Ge-

wissheit war die Polyneuritis, das heißt, diffuse Lähmungen an den Extremitäten.

Nachdem die Kinder – sie waren bis auf die siebzehnjährige Tochter bereits volljährig – nach Hause gefahren waren, bat ich die Ehefrau noch einmal ins Arztzimmer. Sie setzte sich auf die Kante des Stuhls und schlug die Beine übereinander. Ihr Gesicht war blass, ungeschminkt, sie wirkte verhärtet. Das olivgrüne Baumwollkostüm und die flachen Lederschuhe verrieten einen guten Geschmack, der jedoch wie etwas Überholtes an ihr haftete. Vielleicht rührt ihre sonderbare Ausstrahlung von der Sorge um den Patienten her, dachte ich. Sie trug trotz der Hitze eine hochgeschlossene Bluse mit langen Ärmeln und einen langen Rock.

Ich erfuhr, dass sie gemeinsam mit ihrem Mann ein Lokal in der Voreifel führte und seit siebenundzwanzig Jahren verheiratet war. Als sie über ihre Ehe sprach, wich sie meinem Blick aus. Auch allen Fragen zum Familienleben ging sie aus dem Weg.

»Haben Sie irgendeine Vorstellung, was Ihrem Mann fehlen könnte?«, fragte ich schließlich. Sie schien verschreckt und hob abwehrend die Hände. »Nein, wie kommen Sie darauf?«

»Nun, Sie kennen ihn doch am besten.«

Plötzlich sah sie mich fast Hilfe suchend an. In ihren Augen glänzte ein merkwürdiger Schimmer, doch dann wandte sie sich wieder ab.

»Frau Sanders, egal was Sie mir hier anvertrauen, ich bin an das Arztgeheimnis gebunden.«

»Ich muss zu meinen Kindern«, sagte sie und stand abrupt auf.

Ich bat sie, am nächsten Tag wiederzukommen.

Der Patient lag in einem Vier-Bett-Zimmer. Die Schwestern hatten ihn gewaschen und in einen frischen Schlafanzug gesteckt, wodurch er ein paar Jahre jünger aussah. Ich stellte mich noch einmal vor und fragte: »Herr Sanders, seit wann haben Sie diese Schmerzen? Und seit wann die Lähmungserscheinungen?«

»Lassen Sie mich doch einfach in Ruh«, knurrte er in seinem Dialekt zurück.

»Wenn wir Ihnen helfen sollen, müssen Sie uns ein wenig entgegenkommen.«

Er starrte an die Decke, dann wischte er meine Bemerkung mit einer Geste weg. »Sie sollen mir nicht helfen.« Als ich seine Augenlider und seine Zunge kontrollieren wollte, wandte er sich ab und blaffte: »Verschwinden Sie.«

Die drei anderen Patienten im Zimmer machten mir ein Zeichen, der Mann habe einen Vogel.

Am Abend rief mich die Stationsschwester wieder zu Herrn Sanders. Sie hatte ihm Schmerzmittel verabreicht, woraufhin er umgänglicher geworden war. »Ich freue mich, dass wir jetzt ohne Groll miteinander reden können«, sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen. Er schaute mich müde an und schlug ein. Ich spürte seine Handfläche, und da wurde mir klar, dass ich bei der Aufnahme einen Anfängerfehler gemacht hatte. Mag nun die Hektik, seine verwahrloste Erscheinung oder seine ablehnende Haltung schuld daran gewesen sein – ich hatte ihm nicht die Hand gegeben. So hatte ich nicht gemerkt, dass die Innenfläche rau wie ein Reibeisen war. »Ich muss mir einmal Ihre Füße ansehen«, sagte ich. Er nickte, und ich schlug die Decke zurück. Auch die Fußsohlen waren aufgeraut, eine Hyperkeratose. Ich betrachtete seine Hände genauer. An den Fingerknöcheln wa-

ren vernarbte Stellen zu erkennen, auch relativ junge Verletzungen, als wäre er in eine Schlägerei geraten und hätte sich mit den Fäusten gewehrt. Doch dies interessierte mich im Moment weniger als die weißen Streifen auf seinen Fingernägeln, die Meessen Streifen, die in Kombination mit der Hyperkeratose eine eindeutige Diagnose ergaben.

Am nächsten Morgen fand die obligatorische Frühbesprechung statt. Rund vierzig Oberärzte, Stationsärzte und Assistenten versammelten sich um den langen Tisch in der Bibliothek. Chefarzt Professor Scheid führte den Vorsitz, ging die einzelnen Abteilungen durch und notierte neue Fälle mit entsprechender Diagnose. Als unsere Station aufgerufen wurde, schilderte ich die Symptome von Herrn Sanders: »Er ist sehr unbeherrscht und aggressiv, hat diffuse Lähmungserscheinungen, einen graubraunen Teint.« Professor Scheid schnitt mir das Wort ab, indem er mit dem Kugelschreiber winkte: »Schon gut, ich werde mir den Patienten nachher einmal ansehen.«

Ich war konsterniert. Eine Arsenvergiftung ist eine der spektakulärsten Diagnosen, die ein Arzt je zu Gesicht bekommen kann. Gleichzeitig natürlich so gefährlich und juristisch heikel, dass man sich dabei keine Fehler erlauben sollte. Wieso hatte ich die Symptomatik nicht ausführlich schildern dürfen? Lag es an Scheids ungeschriebenem Gesetz, wonach man dem Kollegen, allen voran dem Chef, die Freude an der Diagnose nicht rauben sollte?

Nach der Frühbesprechung kehrte ich auf die Station zurück und löste erleichtert die verhasste Krawatte, die wir offiziell zu tragen hatten. Da kam Professor Scheid durch die Glastür, nahm mich zur Seite und sagte: »Wo liegt denn der Patient? Herr Möbius, Sie haben sich doch hoffentlich

Hände und Füße angesehen und dann erst die Diagnose gestellt?« Damit war klar, dass er meine unvollständige Schilderung bereits richtig gedeutet hatte. Er wusste, dass es sich um eine Arsenvergiftung mit der typischen Hyperkeratose handelte. Als wir die Station durchquerten, wurde Professor Scheid wie üblich von allen Schwestern und Ärzten hochachtungsvoll begrüßt. Er trat an das Bett von Herrn Sanders, redete kurz mit ihm, ließ wie zufällig seine Fingerspitzen über die Handinnenflächen streichen und warf einen schnellen Blick auf die Nägel, wo die Meesschen Streifen auch den letzten Zweifel ausräumten.

Als wir wieder auf dem Korridor standen, sagte er: »Sie sagen nichts, die angehenden Ärzte sollen diesen Patienten betrachten – und auch das Vergnügen an der Diagnose haben.«

Die Fähigkeit unseres Chefs, anhand von Minisymptomen die exakte Diagnose zu stellen, war faszinierend. Aber er platzte nicht damit heraus, sondern half den anderen auf subtile Weise dabei, selbst auf die Lösung zu kommen. Diese Art der Didaktik nahm ich mir später zum Vorbild für meine eigene Laufbahn und die künftige Rolle als Ausbilder. Denn Denkwege, die man einmal selbstständig beschritten hat, seien es nun richtige oder falsche Diagnosen, bleiben einem unauslöschlich im Gedächtnis haften.

»Bevor wir jetzt die Staatsanwaltschaft einschalten, bin ich gespannt, wie unser Jungkriminalist Möbius sich das weitere Vorgehen vorstellt«, sagte Professor Scheid zum Abschied. »Übrigens hängt die Krawatte aus Ihrer Kitteltasche.«

Ein paar Tage später war mein freier Nachmittag. Ich hatte mir aus der Krankenakte die Adresse des Gasthauses besorgt, meinen Rucksack gepackt und war mit dem Fahrrad über die hitzeflirrenden Vorstadtstraßen Richtung Eifel

gefahren. Ich fand das Lokal am Fuß einer Hügelkette: ein altes Natursteingebäude mit Schindeldach und angegrauten Gardinen im Obergeschoss. »Zum Goldenen Hirschen« prangte über der Tür. Als ich eintrat, schlug mir abgestandene, rauchgeschwängerte Luft entgegen. Ein paar Wanderer saßen da und tranken Radler, am Stammtisch eine Runde älterer Männer, die zuerst debattierten und dann wortlos ein Skatblatt austeilten. Hinter dem Tresen stand der älteste Sohn. Er schien bei meinem Anblick zu erschrecken, verschwand kurz in der Küche und kam dann an meinen Tisch, mich betont freundlich begrüßend und die Bestellung aufnehmend. Ich hatte den Eindruck, dass er den Rest der Familie verständigt und sich bei seiner Mutter Instruktionen besorgt hatte. »Ich habe eine Radtour gemacht und habe vor allem Durst. Eine große Limonade, essen werde ich später.«

»Gerne, Sie sind natürlich unser Gast«, sagte der junge Mann. Er hatte einen Schnurrbart, breite Schultern, war ein bisschen größer als sein Vater, ging aber gebeugt.

Ich betrachtete die Holzvertäfelung, die zahllosen Hirschgeweihe an den Wänden, den großen Eberkopf über dem Tresen. Er schien zwischen seinen Stoßzähnen zu grinsen. Besonders gastlich wirkte der Gasthof nicht.

Zu essen bestellte ich einen Sauerbraten mit Rotkraut. Frau Sanders brachte mir das Gericht, ebenso ängstlich wie unsicher grüßend. Sie fragte nicht, ob mich der Zufall hergeführt habe. Sie kannte die Antwort.

»Vielleicht können wir nachher einmal miteinander reden«, sagte ich.

Sie verschwand kommentarlos in der Küche. Wieder trug sie ein langes Kleid und einen geschlossenen Kragen, wie eine englische Gouvernante aus dem 19. Jahrhundert, dachte ich.



Das Essen schmeckte, das Fleisch kam sicher von einem guten Metzger, aber irgendetwas störte mich. Das Rotkraut war in einem großen Schlag mit reichlich Soße neben den Braten geklatscht worden, und ein Büschel Petersilie lag traurig daneben. Der Gasthof wirkte, als hätte man eine gute Tradition zur lustlosen Routine verkommen lassen. Und die Galerie an Jagdtrophäen war so dicht, dass ich an einen Schlachthof denken musste.

Wenn die Schwingtür zur Küche aufging, sah ich die ganze Familie. Auch die Kinder trugen lange Ärmel und geschlossene Krägen, und ich fragte mich, ob sie einer Sekte angehörten oder sonst einen bizarren Grund hatten, sich zu verhüllen. Sie schienen mich zu beobachten, aber ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen.

»Wo ist denn der Herbert?«, rief einer der Männer vom Stammtisch.

»Im Krankenhaus«, antwortete die Wirtin.

»Wieder wegen seiner Schmerzen?«

Die Frau nickte nur.

»Wetterfühligkeit ist das aber nicht, jetzt im Hochsommer, oder?«

Die Küche wurde um neun geschlossen, um zehn ging die Skatrunde im Streit auseinander, und schließlich war ich als einziger Gast im Lokal übrig. Ich drehte die Biertulpe zwischen den Fingern und wartete.

Gegen halb elf kam die Wirtin an meinen Tisch und sagte vorsichtig: »Ich schließe gewöhnlich um diese Zeit. Wollen Sie noch ein Bier?«

»Danke, nein«, erwiderte ich. Sie blieb unschlüssig neben mir stehen. »Sie wollen doch hier nicht übernachten, oder?« Ich schwieg. Sie setzte sich neben mich und knetete verle-

gen ihre Hände. Als sie meinen Blick sah, ließ sie die Hände verschwinden, rutschte auf dem Stuhl hin und her und schaute mich lange an. Für einen Moment erkannte ich in ihren stumpfen Augen wieder den Schimmer, der mich schon bei unserem Gespräch im Krankenhaus verwirrt hatte. Sie lächelte, ich sah in ihren Zügen das junge, lebenslustige Mädchen, das sie einmal gewesen war, und für eine Sekunde entstand eine besondere Schwingung zwischen uns.

»Wegen Wetterfühligkeit hat noch niemand eine Lähmung bekommen«, sagte ich. »Ihr Mann hatte diese Schmerzen also schon öfter?«

»Nie so schlimm.«

Ich ließ meinen Blick über die Wände schweifen und fragte: »Die hat er alle selbst erlegt?«

Sie nickte, und ich betrachtete sie stumm. »Sie wissen, dass ich die Diagnose kenne«, sagte ich nach einer Weile.

»Meine Kinder warten oben. Sie sind inzwischen im Bett, können aber vor Aufregung nicht schlafen. Wenn Sie wollen, können auch Sie bei uns im Gasthaus übernachten.«

»Nein danke, das habe ich nicht vor«, antwortete ich und schwieg wieder.

»Ich muss Ihnen die ganze Geschichte erzählen«, fing sie an. »Ich weiß ja, dass Sie an das Arztgeheimnis gebunden sind«, schickte sie leise hinterher, wobei sie am Ende die Stimme wie bei einer Frage anhub.

Sie beugte sich nach vorne, griff sich den Rocksäum und zog ihn langsam über die Knie. Der Glanz war aus ihren Augen verschwunden.

»Mein Mann«, hub sie an, »ist ein Ekel. Er ist ein Tyrann, jähzornig. Er trinkt und wird dann gewalttätig.«

Ich dachte an die Narben an den Fingerknöcheln. »Hat er Sie auch mit der Faust geschlagen?«

Sie zog den Rock noch ein wenig höher und entblößte ihren Oberschenkel, der von Hämatomen überzogen war.

»Und die Kinder? Schlägt er die auch?«, fragte ich überflüssigerweise, da ich ja nun den Grund für den Kleidungsstil der Familie kannte. Sie alle versteckten die Spuren der Misshandlungen.

»Sie haben es vor allem für die Kinder getan, oder?« Sie schwieg. »Ich bin hier, weil ich verhindern will, dass Sie ins Gefängnis kommen. Warum haben Sie ihn denn ins Krankenhaus eingeliefert, wenn Sie ihn umbringen wollten? Dachten Sie, wir würden die Vergiftungserscheinungen nicht erkennen?«

Da sie nicht reagierte, wurde ich allmählich ungehalten. Es ging um einen Mordversuch, und ganz so leicht konnte ich es ihr nicht machen: »Wer hat wann Arsen in das Essen getan? Und woher kennen Sie die Wirkung von Arsen? Kommen Sie aus einer Winzerfamilie?«

»Niemand. Aber mein Onkel hat noch alte Arsenbestände.«

Sie schlug den Rock nach unten, und dann brach es endlich aus ihr heraus. Sie habe einen alten Jugendfreund, einen Anwalt, getroffen. Dieser habe ihr eine Geschichte erzählt, in der eine Gruppe einen Mord begeht. Aber da keiner aus der Gruppe verrät, wer der eigentliche Täter ist, kann dieser nicht verurteilt werden.

Ich kannte damals diesen juristischen Kniff nicht, sagte aber: »Ich muss in der Krankenakte vermerken, dass Ihr Mann unter einer Arsenvergiftung litt.«

Sie hob erschrocken den Kopf und biss sich auf die Lippen. »Es wird Ermittlungen geben?«

»Hängt davon ab, was ich zur Herkunft des Giftes schreibe.«

»Bitte ...«, flüsterte sie. »Ich bereue, was ich getan habe. Deshalb habe ich ihn eingeliefert.«

»Versprechen Sie mir, dass das nie wieder vorkommt?«

Sie nickte, wartete einen Moment und schob nach: »Beim Leben meiner Kinder.« Sie blickte mir fest in die Augen, und noch einmal leuchtete das unverkrampfte, offenherzige Mädchen in ihr auf.

Als ich am nächsten Tag wieder meinen Dienst antrat, klopfte ich beim Chef an der Tür. Er bat mich an seinen Schreibtisch und fragte: »Na, sind Sie wieder dem Lederball hinterhergerannt?«

»Ich war mit dem Rad unterwegs.«

Professor Scheid runzelte die Brauen. Man durfte ihm nicht die Zeit stehlen.

»Zum Gasthof des Herrn Sanders. Der Jungkriminalist hat seinen freien Nachmittag und Abend damit verbracht, ein paar Nachforschungen anzustellen. Ich weiß jetzt, wer es war«, sagte ich.

»Und wer?«

»Arztgeheimnis.«

Zwar sind Mediziner tatsächlich an das Arztgeheimnis gebunden, Hinweise auf eine schwere Straftat müssen sie jedoch der Staatsanwaltschaft melden. Professor Scheid wäre fast der Geduldsfaden gerissen, doch dann funkelte er mich nur an und griff zum Telefon. Er rief den Oberstaatsanwalt an, mit dem er befreundet war. Während er von einem »hypothetischen« Fall erzählte, in dem ein Arzt eine Arsenvergiftung diagnostizierte, dachte ich an die vernarbten Fingerknöchel des Gastwirts, an die Tiere, die er geschossen hatte, an die langen Ärmel der Kinder, die Hämatome der Frau. Mir war egal, ob Scheid mich maßregeln würde.

»Der Oberstaatsanwalt meint, wenn garantiert sei, dass die Sache sich nicht wiederhole, könne man diesen Arzt nicht dazu zwingen, die Verschwiegenheitspflicht zu verletzen.«

»Es wird sich nicht wiederholen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf«, sagte ich.

»Ach ja?«

Ich ging, ehe Scheid nachhaken konnte. Ich hatte mich weit aus dem Fenster gelehnt, denn ein Arzt ist verpflichtet, sein Wissen an die Staatsanwaltschaft weiterzugeben, wenn er damit ein Kapitalverbrechen verhindern kann. Das Arztgeheimnis deckt gewissermaßen nur die kriminelle Vergangenheit ab, nicht die Zukunft. Wenn der Gastwirt erneut Vergiftungserscheinungen aufweisen würde, wäre ich mitschuldig. Das galt es folglich zu unterbinden. Aber wie? Wie sollte ich verhindern, dass er Frau und Kinder schlagen und dass diese sich wieder mit Arsen rächen würden?

»Ich werde ärztliche Verordnungen treffen zum Nutzen der Kranken nach meiner Fähigkeit und meinem Urteil«, hatte ich einst nach Hippokrates geschworen. Wir hatten Herrn Sanders alle erdenklichen Behandlungsmethoden angedeihen lassen: Medikamente, Placebo-Infusionen, sogar Reha-maßnahmen. Wir hatten uns mit seiner Krankenkasse angelegt, um seinen Aufenthalt bei uns auszudehnen, und er hatte allmählich gelernt, das Pflegepersonal mit Respekt zu behandeln. Meine Patienten sind mir fast durchweg sympathisch. Ich sehe in ihnen zuerst den Menschen, der sein Schicksal in meine Hände gibt. Und ich sehe es als Geschenk an, dass sie sich mir gegenüber öffnen. Bei Herrn Sanders konnte ich mich nicht zur Sympathie durchringen. Als er gekämmt und gewaschen neben seinem Bett stand,

hinter sich die Reisetasche, gab er mir die Hand. »Kaum zu glauben, aber die Schmerzen sind jetzt erträglich. Ich kann mich auch fast wieder normal bewegen. Wie haben Sie das nur geschafft?«, sagte er. Unser beider Los war fortan verknüpft. Und verknüpft war es mit dem seiner Frau. Sie hatte sich mir gegenüber geöffnet, und sie war dadurch in gewisser Weise ebenfalls zu meiner Patientin geworden. »Jetzt geht es Ihnen gut«, setzte ich an. »Allerdings sind wir auch auf die Ursachen Ihrer Beschwerden gestoßen. Sie müssen mir versprechen, nie wieder zu trinken.«

»Ich bin Wirt.«

»Sie müssen der Versuchung widerstehen. Glauben Sie mir, der Alkohol ist Gift für Sie.«

Einmal im Jahr kehrte ich, jeweils im Hochsommer, auf Kosten des Hauses in dem Gasthof ein und machte meine »Visite«. Der Wirt trank nur Apfelsaft und schien gesund. Wenn die Frau mir das Essen servierte, lächelte sie mir zu. Sie trug wieder kurze, ärmellose Kleider. Neben der Petersilie lag eine Radieschenrose auf meinem Tellerrand.